

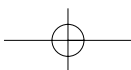
Identitätsbildung und gesellschaftlicher Wandel

WALTER BAUER

Wer sich heute mit dem Thema »Identität« beschäftigt, setzt sich unvermeidlich der Kritik aus, mit einem Begriff zu operieren, der in das semantische Arsenal einer überholten Konstellation von Subjekt und Gesellschaft gehört. Gerade von postmodernen Zeitdiagnostikern wird die Überwindung der »Identitätssucht« gefordert oder ein »Loblied auf die Identitätslosigkeit« (Horx 1987, 143) gesungen. Ernst zu nehmendere Kritik verweist darauf, dass im Begriff der »Identität« und der damit verbundenen Vorstellung einer vollintegrierten Persönlichkeit ein (Selbst-)Disziplinierungs- und Herrschaftskonzept enthalten sei, in dem uns die Schattenseiten dieses Subjektverständnisses begegnen. Bereits Adorno und Horkheimer hatten das in ihrer *Dialektik der Aufklärung* (1969) unmissverständlich formuliert: »Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war« (Horkheimer/Adorno 1969, 33).

Ist diese, mit dem Projekt der Moderne verbundene Vorstellung des die eigene und äußere Natur disziplinierenden, sich selbst ermächtigenden Menschen nicht etwas, was wir getrost hinter uns lassen sollten? Das Ende des Zwangscharakters böte die Chance der Befreiung von gesellschaftlichen Normierungen und Standardisierungen. Adorno drückte dies in der *Negativen Dialektik* so aus: »Das befreite Ich, nicht länger eingesperrt in seine Identität, wäre auch nicht länger zu Rollen verdammt« (Adorno 1975, 275).

Aus einem vergleichbaren Motiv heraus haben sich in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahrzehnten dekonstruktivistische und postmoderne Stimmen zu Wort gemeldet, die sich kritisch mit diesem modernen Subjekt- und Identitätsbegriff auseinander setzen. In ihnen wird das »postmoderne« Subjekt bzw. Selbst als plurales, multiples Selbst konzipiert bzw. differenzlogisch im Verhältnis zum Anderen bestimmt, womit sowohl das Einheits- als auch das Autonomieideal des klassisch-modernen Modells verabschiedet werden soll.



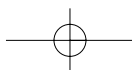
Die Alternative von Verabschiedung oder Rechtfertigung des so verstandenen modernen Identitätskonzepts ist jedoch keinesfalls so zwingend, wie es zunächst scheinen mag. Einen dritten Weg eröffnen Ansätze, die zum einen von der konstitutionslogisch verstandenen intersubjektiven Verfasstheit des Individuums ausgehen und zum anderen die Identitätsthematik als ein dynamisch-prozesshaftes Geschehen fassen. Identitätsbildung wäre dabei als eine unabschließbare Aufgabe der Kohärenzstiftung zu denken, die nicht mehr einer hierarchisch gedachten Ordnung der Selbstanteile des klassischen Modells verhaftet ist (vgl. Gimmler 1997, 20), die aber auch nicht gesellschaftliche Fragmentierungsprozesse im Sinne einer Befreiung von Identitätszwängen theoretisch affirmierend verdoppelt. Die Grundlagen für ein solches Subjektmodell, so meine These, lassen sich in den sozialpsychologischen Arbeiten des amerikanischen Pragmatismus auffinden.

Mit der Themenstellung »Identitätsbildung und gesellschaftlicher Wandel« ist ein zeitdiagnostischer und gesellschaftstheoretischer Fokus angesprochen. In einem ersten Schritt möchte ich daher die gesellschaftlichen Veränderungen in ihrer Relevanz für gegenwärtige Identitätsbildung, Sinn- und Wertorientierung herausstellen (1). In einem zweiten Schritt werde ich die Identitätsthematik aus dem Blickwinkel sozialpsychologischer Ansätze behandeln, die die Tradition des sozialwissenschaftlichen Pragmatismus maßgeblich geprägt haben (2). Danach stelle ich einige Befunde der neueren empirischen Identitätsforschung in Form zweier Typologien gegenwärtiger Identitätsformen dar. Damit werden zugleich einige der ambivalenten Folgen des gesellschaftlichen Wandels für die Individuen und für die Bedingungen heutiger Identitätsbildung aufgezeigt (3).

Wenn Individuen zunehmend aus dem »stahlharten Gehäuse der Hörigkeit« (Weber) freigesetzt werden oder sich selbst befreien, stellt sich umso vehementer die Frage, welche neuen sozialen und institutionellen Formen der Einbindung in der Lage sind, den Tendenzen gesellschaftlicher Anomie, Desintegration und individueller Orientierungskrisen zu begegnen. Es geht dann auch um institutionelle Lernprozesse, darum, wie Institutionen sich diesen neuen Herausforderungen stellen.

Zentrale Veränderungen, die gesellschaftliche Institutionen durch die soziale Wandlungsdynamik erfahren haben, sind deshalb Gegenstand der folgenden Kapitel. Unter Bezugnahme auf die Liberalismus-Kommunitarismus-Debatte werde ich auf den Zusammenhang von Identitätsbildung und Vergemeinschaftung sowie Deweys Idee einer demokratischen Gemeinschaft eingehen, in der das Verhältnis von Individuum und Sozialität für posttraditionale Gesellschaften produktiv gefasst werden kann (4).

Dies wird (5) am Beispiel religiöser und politischer Institutionen konkretisiert, die als Akteure gesellschaftlicher Sinnproduktion in die Krise geraten sind, weil institutionelle (Sinn-)Angebote und individuelle Bedürfnislagen immer schwerer in Einklang zu bringen sind. Wenn institutionelle Lern-



prozesse in Form einer demokratischen Öffnung und gesteigerten Partizipationskultur unterbleiben und somit auch individuelle Entfaltungsmöglichkeiten nicht realisiert werden können, hat dies negative Folgen für beide Seiten.

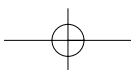
I. DIAGNOSEN DER TRANSFORMATION MODERNER GESELLSCHAFTEN

Die These, dass wir es gegenwärtig mit einer starken gesellschaftlichen Wandlungsdynamik zu tun haben, in der sich zentrale Grundstrukturen moderner Gesellschaften verändern, ist ein verbreiteter Topos. Eine Lesart dieser Prozesse ist von soziologischer Seite unter den Schlagworten der »reflexiven« bzw. »zweiten« Moderne in die Debatte eingeführt worden. Vor allem Beck (vgl. 1986, 1996) und Giddens (vgl. 1991, 1995, 1996) haben die These entwickelt, dass wir uns auf dem Weg in eine »reflexive«, »zweite« oder »nach-traditionale« Moderne befänden. Reflexive Moderne bedeute zum einen, dass wir zunehmend mit den Rückwirkungen der (unintendierten) Nebenfolgen des Modernisierungsprozesses selbst konfrontiert würden. Die gesellschaftlichen Subsysteme wie Politik, Ökonomie, Wissenschaft etc. sähen sich zunehmend vor die Bearbeitung von Problemen gestellt, die sie selbst erzeugt hätten. Gesellschaften würden somit in wachsendem Maße objektiv reflexiv. Zum anderen hebt insbesondere Giddens auf zwei zentrale Aspekte ab:

»Der eine besteht in der Ausdehnung moderner Institutionen, Universalisierung durch einen Globalisierungsprozess. Der andere, der jedoch mit dem ersten direkt verbunden ist, besteht in einem bewussten Wandel, der sich als die Radikalisierung der Moderne bezeichnen lässt. Hier haben wir es mit Prozessen der *Sinntentleerung*, des Exhumierens und Problematisierens von Tradition zu tun.« (Giddens 1996, 114 f.)

Diese Enttraditionalisierung und Pluralisierung von Lebenswelten führe zugleich zu einer verstärkten Individualisierung von Lebenslagen, die Beck so charakterisiert: Individualisierung bedeute zunächst eine »Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen« sowie den »Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen«. Zugleich entstünde eine »neue Art der sozialen Einbindung« (Beck 1986, 206) durch institutionalisierte Steuerungssysteme der Gesellschaft.

Ein weiteres signifikantes Kennzeichen der reflexiven Moderne besteht in der Veränderung der Basis unseres Wissensbestandes. Wissenschaftlich erzeugte Wissensbestände wandern zunehmend in die alltägliche Lebenswelt ein. Damit löse sich der Zusammenhang von Wissen und Gewissheit in der Moderne zunehmend auf, weil an die Stelle des bisher vorwiegend über Traditionen und Gewohnheiten vermittelten Wissens nicht wissenschaftlich erzeugte Gewissheiten, sondern Zweifel, Kontingenz und Risiko träten. Dies



liege in der Natur des wissenschaftsförmigen Wissens. »Modernity institutionalises the principle of radical doubt and insists that all knowledge takes the form of hypotheses« (Giddens 1991, 3).

Dieser Vorgang führe auch dazu, dass die Aufgabe individueller Lebensgestaltung und die Ausbildung identitätsstiftender Selbstentwürfe zu einem auf Dauer gestellten selbstreflexiven Unterfangen würden. »The reflexive project of the self, which consists in the sustaining of coherent, yet continuously revised, biographical narratives, takes place in the context of multiple choice as filtered through abstract systems« (5).

Unter den Bedingungen einer nachtraditionalen Lebenswelt schwinden die Bindungskräfte traditioneller Sozialformen wie Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaften insbesondere in urbanen Lebenswelten. Somit bieten sich neue Freiräume, aber auch neue Anforderungen für die Gestaltung der persönlichen Lebenspraxis und -entwürfe. Dabei lösen sich Gewohnheiten, Traditionen, eingeschliffene Deutungs- und Handlungsmuster im Zuge des Reflexivwerdens der Lebensführung nicht einfach auf, sie werden vielmehr auf einen anderen, posttraditionalen Geltungsmodus umgestellt: Sie werden zunehmend kontingent und damit begründungspflichtig.

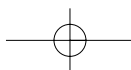
Diese Entwicklungen haben also Auswirkungen darauf, wie Menschen überhaupt so etwas wie Identität ausbilden können. Diese Entwicklung ist ambivalent. Auf der einen Seite finden wir einen Zugewinn an Gestaltungsmöglichkeiten durch Freisetzungsprozesse, auf der anderen Seite bedeutet dies die zunehmende Notwendigkeit, das eigene Leben selbst in die Hand nehmen zu müssen. Infolge der Individualisierung wächst der Anspruch, dieses in Form einer »reflexiven Biografie« selbst konstruieren zu müssen.

2. ZUM IDENTITÄTSBEGRIFF AUS SOZIALPSYCHOLOGISCHER SICHT¹

Als verbindender Grundzug in sozialwissenschaftlichen Identitätstheorien kann die menschliche Fähigkeit zur Reflexivität angesehen werden, d. h. sich durch symbolvermittelte Formen der Selbstthematisierung zu Aspekten des menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses verhalten zu können und diese aus der Innenperspektive zu artikulieren (vgl. Straub 1991, 54).² Damit ist auch

1 Wir finden in diesem Feld verschiedene Begriffstraditionen mit den Termini »Identität«, »Selbst« und »Subjekt«, wobei die unterschiedlichen Verwendungen nicht nur entlang disziplinärer Grenzen, also etwa zwischen Soziologie, Psychologie und Philosophie verlaufen, sondern auch quer dazu. Ich schließe mich der verbreiteten Praxis an, auch dort Identität zu verwenden, wo im angloamerikanischen Sprachraum von self die Rede ist. Erinnerung sei an die deutsche Übersetzung von Meads *Mind, Self, and Society* als *Geist, Identität und Gesellschaft*.

2 Dies macht sich insbesondere eine qualitativ verfahrenende Identitäts- und auch Biografieforschung zu eigen, indem sie sich auf Selbstnarrationen als empirische Datenbasis stützt.

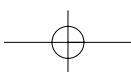


gemeint, dass mit dem Identitätskonzept nur mittelbar Aspekte des inhaltlich-materialen (Geworden-)Seins von Individuen intendiert sind. Vielmehr geraten Kompetenzen in den Blick, die das Verhältnis des Subjekts zu sich selbst und Welt charakterisieren, also vor allem interaktive und kommunikative Fähigkeiten, etwa der Selbstpräsentation, der Perspektivübernahme und des Umgangs mit unterschiedlichen (Rollen-)Erwartungen.

Inwieweit dies auch für das von Erikson seit Mitte der 40er Jahren entwickelte Identitätsmodell gilt, welches psychoanalytische Einsichten mit sozial-psychologischen Motiven verknüpft, ist seit längerem umstritten.³ Das zentrale Problem des Selbst- und Weltverhältnisses, das Erikson mit seinem Identitätskonzept zu fassen sucht, kreist um die Frage, wie Menschen eine Passung zwischen dem »subjektiven ›Innen‹ und dem gesellschaftlichen ›Außen‹« (Keupp u. a. 1999, 28) herstellen können. Mit dem Identitätsbegriff ist die Fähigkeit des Ichs gemeint, Kontinuität und Gleichheit auch vor dem Hintergrund von inneren und äußeren Veränderungen aufrechtzuerhalten (vgl. Erikson 1973, 138 f.). Die Ausbildung der Ich-Identität ist für ihn vorrangige Aufgabe der Adoleszenz, letztlich aber eine lebenslange Aufgabe. »Genetisch betrachtet, zeigt sich der Prozess der Identitätsbildung als eine sich entfaltende Konfiguration, die im Laufe der Kindheit durch sukzessive Ich-Synthesen und Umkristallisierungen allmählich aufgebaut wird« (Erikson 1973, 144). Die Erarbeitung und Aufrechterhaltung dieses Kerns einer inneren Einheitlichkeit und Kontinuität ist für ihn die Basis einer erfolgreichen Lebensbewältigung.

Schon früh gab es kritische Stimmen, die an diesem Ansatz vor allem die als Idealtypus behauptete Form der gesellschaftlich integrierten Persönlichkeit monierten. Weitere Kritikpunkte waren und sind die Fokussierung der Identitätsthematik auf die Lebensphase Jugend sowie die Vorstellung von Identität als etwas, das man im Laufe seines Lebens als einen sicheren Besitz erworben haben könnte. Dies hängt sicherlich damit zusammen, wie Erikson eine gelingende Identitätsbildung im Sinne eines sich über unterschiedliche Lebenslagen hinweg durchhaltenden, einheitlichen Ichs durch inhaltliche Setzungen normativ auszeichnet. Damit gerät er in die Nähe der liberalen Tradition eines »besitzbürgerlichen (possessiven) Individualismus« und eines Subjektmodells, welches die soziale Vermitteltheit und Bedingtheit menschlicher Subjektconstitution als solche zwar nicht ausblendet, aber in der Vorstellung einer gelingenden Übernahme gesellschaftlich angebotener Rollen und Laufbahnen die Versöhnung von psychodynamischen und sozialisatorischen erworbenen Persönlichkeitsaspekten normativ auszeichnet. Sofern es also um *inhaltliche* Bestimmungen geht, ist die Kritik berechtigt, dass angesichts heutiger Pluralisierung und Enttraditionalisierung von Lebensläufen sein Modell zu

3 Vgl. dazu Straub (1991, 58 ff.), der einige der postmodern inspirierten, kritischen Lesarten von Erikson als einseitig und verfälschend ansieht.



wenig berücksichtigt, dass die sozial mitkonstituierte Identität vermehrt über – teils konflikthaft verlaufende und riskante – soziale Aushandlungsprozesse und nicht bloß rezeptive Übernahme von Identitätsangeboten erfolgen muss (vgl. Krappmann 1997, 80). Inhaltliche und formale Identitätsaspekte, die sich beide bei Erikson finden, müssten generell deutlicher auseinander gehalten werden. Die Herstellung und Aufrechterhaltung von Identität als Leistung eines Ichs, welches innere Einheitlichkeit und Kontinuität gewähren soll, stellt jedoch eine *formaltheoretische* Bestimmung dar, die auch unter veränderten sozialen Bedingungen nicht obsolet geworden ist. Es ist letztlich eine empirisch zu klärende Frage, ob eine Vermittlung von inneren Bedürfnissen, Wünschen und Ansprüchen mit äußeren Erwartungen und Anforderungen schwieriger und riskanter geworden ist.

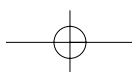
Die sozial-interaktive Situiertheit und Bedingtheit des Selbst steht von Anfang an im Zentrum der sozialpsychologischen Tradition des amerikanischen Pragmatismus zu Beginn dieses Jahrhunderts. Vor allem bei James und Mead verbinden sich zwei Anliegen: die Verabschiedung philosophischer Subjektkonzeptionen im Sinne eines transzendentalen, logischen Ichs zugunsten eines empirischen Subjektbegriffs sowie ein Plädoyer für ein interaktionistisches, sozial konstituiertes Selbstkonzept.

Bekanntlich fasst Mead das Selbst als Verhältnis von *I* und *Me*. Entscheidend für das Identitätsverständnis sei, wie das Subjekt die Synthetisierung und Vermittlung von individuellem, impulsiv-spontanem *I* und dem *Me* als den verinnerlichten gesellschaftlichen Erwartungen (signifikanter) Anderer erbringe (vgl. Mead 1980, 216 ff.).⁴ Meads interaktionistisches Selbst ist in diesem Sinne ein integraler Bestandteil von Gesellschaft. Darüber hinaus finden wir bei Mead bereits den Gedanken eines multiplen, pluralen Selbst, wenn wir uns in unterschiedlichen sozialen Handlungskontexten bewegen und verhalten.

»Wir spalten uns in die verschiedensten Identitäten auf, wenn wir zu unseren Bekannten sprechen. Mit dem einen diskutieren wir Politik, mit einem anderen Religion. Es gibt die verschiedensten Identitäten, die den verschiedensten gesellschaftlichen Reaktionen entsprechen« (Mead 1980, 184 f.).

Als Zwischenresümee lässt sich festhalten: Zentrale Einwände gegen das klassisch-neuzeitliche Subjekt- und Identitätskonzept, vor allem gegen seine monologisch gedachte Konstitution und sein ich-zentriertes Menschenbild, sind im

4 Im Vorgang der Perspektiv- und Rollenübernahme sieht Mead den Kern der Identitätsbildung. Am Beispiel des Spiels zeigt er den Übergang der Internalisierung des »konkreten« zum »generalisierten Anderen« auf. »Der grundlegende Unterschied zwischen dem Spiel [= *play*, W.B.] und dem Wettkampf [= *game*, W.B.] liegt darin, dass in letzterem das Kind die Haltung aller anderen Beteiligten in sich haben muss. [...] Die organisierte Gemeinschaft oder gesellschaftliche Gruppe, die dem Einzelnen seine einheitliche Identität gibt, kann »der (das) verallgemeinerte Andere« genannt werden. Die Haltung dieses verallgemeinerten Anderen ist die der ganzen Gemeinschaft« (Mead 1980, 196).



Blick auf die interaktionistisch-pragmatische Konzeption nicht berechtigt. Deren Subjektbegriff ist sozial situiert und vermittelt – und dies mehr als vielleicht wünschenswert erscheint. Während nämlich im klassischen Pragmatismus die Konzeption dieses sozialen Selbst noch mit einer progressiven Perspektive versehen war (persönliche Handlungsfähigkeit, Wachstum und demokratischer Fortschritt), wendet sich spätestens seit den 50er Jahren die psychologische und soziologische Forschung zunehmend auch der »dunklen Seite« (Holstein/Gubrium 2000, 38) der Identitätsbildung zu. Das Selbst gerät in die Gefahr, im Sog sozialer Einflüsse, Anforderungen und Identitätszuschreibungen »unterzugehen«.

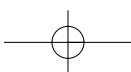
Eine der einflussreichsten Veröffentlichungen war Riesmans Buch *Die einsame Masse* (dt. 1958). Riesman unterscheidet hier den »innengeleiteten« vom »außengeleiteten« (im Original: »other-directed«) Charaktertypus. Der innen-geleitete Typus hat »sich frühzeitig ein Schema von verinnerlichten Lebenszielen« (Riesman 1958, 25) angeeignet, während der außengeleitete Typ Verhaltenskonformität durch die »Tendenz, für die Erwartungen und Wünsche anderer empfänglich zu sein«, erzeugt. Auch wenn er nicht normativ explizit die Überlegenheit des innen-geleiteten Typus markiert, so ziehen sich doch zahlreiche Konnotationen durch das Werk, die das nahe legen.⁵

Riesman wurde hier als Beispiel für eine Sicht zitiert, die zwar den Anpassungs- und Konformitätsaspekt von Sozialisation problematisiert, aber letztlich im Bereich mehr oder weniger sozial akzeptierter bzw. erwünschter Identitätsformationen verbleibt. Die Forschung zu Prozessen sozialer Desorganisation und Devianz seit den 60er Jahren wandte sich verstärkt der Lage sozialer Außenseiter sowie sozialpathologischen Entwicklungen zu (vgl. etwa Beckers Studie über den *Outsider*, 1963). Spätestens hier geriet die Problematik sozialer Devianz und sozialer Stigmatisierung (v. a. bei Goffman) auf die Tagesordnung sozialpsychologischer Forschung. Die hier thematisierte Seite des sozial vermittelten Selbst kreist also um das Problem, wie, vermeintlich paradox, die Sozialität an der Erzeugung antisozialer Strukturen beteiligt ist.⁶

Resümierend kann festgehalten werden, dass bei den frühen sozialpsychologischen Klassikern Identitätsbildung vorrangig im Medium kommunikativer interaktiver Prozesse gedacht, dem Aspekt von Macht und Gewalt in Interaktionsbezügen jedoch zu wenig Rechnung getragen wurde. Identitätszuschreibungen in Form von Stigmatisierungen, rigiden Grenzziehungen von ich und

5 Riesmans »innen-geleiteter Typ« ist natürlich auch das Resultat der Verinnerlichung sozialer Autoritäten, d. h. nicht wirklich »autonom«. Gerade weil sein Anliegen letztlich aber dieser Problematik der Autonomie gilt, lässt sich die zeitdiagnostisch belegte Zunahme des außengeleiteten Typs in diesem Sinne als »Verfallsgeschichte« lesen.

6 Hier ist vor allem der von Lemert geprägte Begriff der »sekundären Devianz« einschlägig; (vgl. Lemert, E.: *Social Pathology*, 1950). »When a person begins to employ his deviant behavior, or a role based on it, as a means of defense, attack, or adjustment to the overt and covert problems created by the consequent societal reaction to him, his deviation is secondary« (Lemert 1950, 76, hier zit. n. Holstein/Gubrium 2000, 53).



anderen bzw. wir und anderen auf kollektiver Ebene blieben zunächst unterbelichtet. »[D]iese Verschränkung von Dialog und Ausgrenzung [wurde] sicher nicht angemessen begriffen« (Joas 1996, 368).

Die Konzeption der Genese des Selbst bzw. von Identität im Rahmen der pragmatistisch-interaktionistischen Sozialpsychologie verweist mit aller Deutlichkeit auf deren soziale Vermittelt- und Bedingtheit. Damit ist jedoch das Autonomietheema als solches noch nicht *ad acta* gelegt. Vielmehr rücken unterschiedliche Formen der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft in den Blick. Einen Vorschlag in der Tradition einer kritischen Gesellschaftstheorie haben seit den 70er Jahren Habermas (z. B. 1976, 1983) und Döbert und Nunner-Winkler (1975) mit ihrem Theoriemodell einer interaktionistisch und entwicklungslogisch konzipierten Identitätsentfaltung vorgelegt. Die Ausbildung der Ich-Identität als Vorgang zunehmender Autonomie eines sprach- und handlungsfähigen Subjekts begreift die soziale Vermitteltheit der Subjektgenese im Modus einer zunehmenden Fähigkeit, sich mit gesellschaftlichen Anforderungen und Rollenerwartungen – über krisenhaft verlaufende biografische Transformationsprozesse – so auseinander zu setzen, dass die unhinterfragte, konventionelle Geltung gesellschaftlicher Regeln, Normen und Konventionen diskursiv-reflexiv infrage gestellt wird. Mit ihrem Konstrukt einer postkonventionellen Ich-Identität intendiert eine emanzipatorisch-kritische Sozialisationstheorie, das Erbe einer idealistischen Philosophie mit sozialwissenschaftlichen Mitteln so zu reformulieren, dass deren normativer Gehalt zumindest als kontrafaktischer Anspruch aufbewahrt und zugleich empirische Anschlüsse möglich werden.

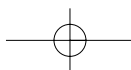
Dies erlaubt auch der empirisch untermauerte Vorschlag einer Strukturtypologie von Identitätsformen, den Marcia seit den 60er Jahren im Anschluss an Erikson entwickelt hat und der vor allem in der amerikanischen psychologischen Identitätsforschung weite Verbreitung gefunden hat. Seine Typologie ermöglicht es, in Verbindung mit dem interaktionistischen Sozialisationsmodell bestimmte Verläufe der Identitätsbildung als Wechselspiel von (reflexiv bearbeitbaren) Krisen, Suchprozessen und neuen Identitätsentwürfen zu denken.

Ausgehend von der eriksonschen Polarität: Identität versus Identitätsdiffusion entwickelt Marcia eine Vierertypologie von Identitätsformen auf der Basis der Kriterien »innere Verpflichtung« (*commitment*) und »Krise« im Sinne einer Erprobung und Prüfung von Alternativen (zum Folgenden vgl. Keupp u. a. 1999, 80 ff.; Kraus/Mitzscherlich 1997, 149 ff.).

1. *Typ: erarbeitete Identität.* Sie entspricht dem eriksonschen Pol gelungener Identitätsbildung. Hier gebe es sowohl eine innere Verpflichtung als auch die Erfahrung des explorativen, krisenhaften Prozesses der Identitätsbildung.

2. *Typ: Moratorium.* Damit ist eine explorative Suchphase gemeint, ohne dass es bereits zu Festlegungen (Verpflichtungen) gekommen sei.

3. *Typ: traditionsbestimmte Identitätsübernahme (foreclosure).* Diese Formation zeichne sich durch die weitgehend ohne krisenhafte Suchprozesse verlaufende



fende Übernahme vorfindlicher, meist aus der familialen Sozialisation herrührender Identitätsentwürfe aus.

4. *Typ: Identitätsdiffusion.* Kennzeichnendes Merkmal dieses Musters sei eine fehlende Festlegung und eine nicht vorhandene Experimentierphase. Auffallend dabei sei, so Marcias Befund, dass die Betroffenen sich zumeist wenig besorgt über diesen Zustand zeigten.

Das Identitäts-Status-Modell erlaubt durch seinen zeitlich und sozial situierteren Lebensweltbezug, sich ändernde Formen und Ausprägungen von Identitätstypen empirisch zu beschreiben. So stellte Marcia in Untersuchungen in den 80er Jahren eine starke Zunahme des Typus »Identitätsdiffusion« fest, d. h. eine wachsende Zahl Jugendlicher war offensichtlich nicht bereit, sich auf verbindliche und verpflichtende Orientierungen, Werte und Beziehungen festzulegen.⁷ Dies führte zu einer Teilrevision der zunächst »pathologischen« Lesart im Sinne einer misslungenen Identitätsbildung. Unter gesellschaftlichen Bedingungen, die von Menschen vermehrt Flexibilität und Mobilität erfordern, können bestimmte Varianten der Identitätsdiffusion als »kulturell adaptive Diffusion« (Kraus/Mitzscherlich 1997, 160) durchaus angemessen im Sinne der Adaptation an äußere Lebensbedingungen sein.⁸

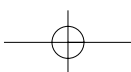
Eine weitere Implikation dieses Modells liegt darin, dass Entwicklungsverläufe und -übergänge zwischen den verschiedenen Identitätsmodi empirisch rekonstruierbar werden. Zwar hält auch Marcia an der implizit normativen Folie fest, dass die erarbeitete Identität anzustreben sei, denkbar ist jedoch, dass z. B. diese Identitätsform sich unter den heutigen gesellschaftlichen Voraussetzungen eines lebenslangen Identitätsmanagements zu einem (nur) phasenweise erreichbaren Zustand wandelt, der sich mit Perioden eines Moratoriums oder einer Krise abwechseln kann.

Die postmoderne Kritik am klassischen Subjektbegriff bildet auch die Ausgangsbasis für die theoretischen und empirischen Arbeiten einer Gruppe deutscher Sozialpsychologen seit den 80er Jahren (vgl. z. B. Keupp/Bilden 1989; Keupp 1994, Keupp/Höfer 1997; Keupp u.a. 1999). In den frühen Beiträgen zum Entwurf einer postmodern gedachten »Patchwork-Identität« (Keupp 1994, 243) wird das eriksonsche Identitätskonzept als ein überholter, klassisch-moderner Vorschlag kritisiert.⁹ Sein Modell wird hier vorrangig im Sinne der erwähnten inhaltlich-materialen Bestimmungen gelesen, Identität als ein »innerer Besitzstand« verstanden, der den Kern der »gut integrierten«

7 Seit Mitte der 80er Jahre verdoppelte sich der Anteil des Typus Identitätsdiffusion von früher durchschnittlich 20 % auf nunmehr 40 % der Untersuchten.

8 Sennetts Studie *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus* (2000) zeigt an zahlreichen Facetten der Transformationen der kapitalistischen Ökonomie in Richtung auf Flexibilität, schwache Bindungen und flache Gemeinschaften (Teamwork) das gesellschaftliche Pendant dazu auf.

9 Zur Kritik an diesem und von anderen Autoren geführten postmodernen Identitätsdiskurs vgl. Straub (1991), vgl. auch den Beitrag von Kokemohr in diesem Band.



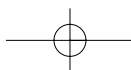
bürgerlichen Modalpersönlichkeit bildet.¹⁰ In den neueren Arbeiten (vgl. Keupp u.a. 1999, 25 ff.) hingegen ist die Sicht auf Erikson vermittelnder. Im Vordergrund steht nun die Differenz zwischen »den universellen und den soziohistorisch spezifischen Dimensionen des Identitätsproblems« (31) sowie die Analyse je zeitspezifischer Ausgestaltungen der Konstruktionsprozesse von Identität. Dies mündet in eine Dreiertypologie von Identitätsformationen, die enge Bezüge zu der von Marcia aufweist.

Den ersten Typ (vgl. Keupp u.a. 1999, 290 ff.) bilden die *selbstbezogenen Individualisten*. Dieser Typ entspreche am ehesten dem auch medial vielfach propagierten Leitbild des vielseitig aktiven, fitten, liberal-individualistischen und auf seine individuelle Befindlichkeit Wert legenden Menschen. Die zweite, *traditionale* bzw. *fundamentalistische* Form reagiere überwiegend defensiv auf die gesellschaftlichen Pluralisierungs- und Transformationsprozesse. Das Bemühen gelte der Herstellung eines gesicherten Fundaments kollektiv vermittelter Identitätskonstruktionen, sei es mittels nationaler, religiöser oder patriarchaler Orientierungen. Der dritte Typus eines *reflexiv-kommunitären Selbst* bemühe sich um eine Balance zwischen Eigenständigkeit und Autonomie einerseits sowie sozialer Bezogenheit andererseits. Wichtig sei der Aufbau selbst gewählter sozialer Netzwerke und die Möglichkeit solidarischer Erfahrungen und die Stärkung der eigenen Kompetenz, sein Leben zu meistern.

Neben den Bezügen dieser Typologie zu der von Marcia gibt es hier auch Anknüpfungsmöglichkeiten an das strukturgenetisch-interaktive Modell der Identitätsbildung. Die von Keupp benutzten Charakteristika legen nahe, den reflexiv-kommunitären Typ als Ausprägung einer postkonventionellen Ich-Identität zu verstehen. Aspekte wie Eigenverantwortung und -initiative bei der Gestaltung des eigenen Lebens in seiner Einbettung in vielfach selbst erarbeitete soziale Bezüge haben erkennbar emanzipatorische Züge, weil hier die durch Enttraditionalisierung entstandenen Spielräume bei der Gestaltung des eigenen Lebens produktiv genutzt werden. Die beiden anderen Typen weisen Bezüge zur konventionellen Identitätsformation auf, indem sie sich entweder durch eine eher affirmative Bejahung des gesellschaftlich konstruierten und medial bereitgestellten Marktes an Sinn- und Identitätsbausteinen auf sozial propagierte Vorgaben einlassen oder indem sie dem Prozess der Vervielfältigung und damit Relativierung von Sinnentwürfen durch verstärkte Retraditionalisierung und Festhalten an stabilen, essentialistischen Entwürfen von kollektiven Identitätszugehörigkeiten zu begegnen trachten.¹¹

10 Erikson hat sein Identitätskonzept auch inhaltlich (im Sinne von Rollenaspekten) definiert. Genau dies finden wir jedoch auch in den neuen Metaphern wie Patchwork, Bastelbiografie etc., mit dem einzigen Unterschied, dass hier nicht qua Tradition vorgegebene, sondern neue, vielfältige und austauschbare Inhalte vorliegen. Identität gründet jedoch »nicht in der Art der Inhalte, sondern im Modus der Aneignung von Inhalten [...]. Identität gewinnt, wer die Frage nach der eigenen Identität autonom stellt und beantwortet.« (Nunner-Winkler 1990, 675)

11 Straubs Kritik an der vielfach empirielosen postmodernen *armchair psychology*



3. BEDINGUNGEN SPÄTMODERNER IDENTITÄTSARBEIT

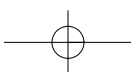
Neben der sozialen Vermitteltheit muss Identitätsbildung auch als dynamisches, prozesshaftes Geschehen verstanden werden. Mit den sich ausdifferenzierenden gesellschaftlichen Verhältnissen stellen sich zugleich erhöhte Anforderungen des Aushandelns und -balancierens eines konsistenten Selbst- und Weltbezugs an den Einzelnen. Dabei kommt zwei Faktorenkomplexen eine zentrale Rolle zu: Das Individuum benötigt für die alltägliche Identitätsarbeit Ressourcen (*subjektive Dimension*) sowie die Einbindung in soziale Anerkennungsverhältnisse (*soziale Dimension*).

a) *Ressourcen*, über die ein Individuum verfügen kann, sind notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingungen für eine einigermaßen gelingende Identitätsbildung. In Anlehnung an Bourdieu (1983) lassen sich hier drei Arten von Ressourcen bzw. Kapitalsorten unterscheiden: (1.) Materielles (ökonomisches) Kapital; also alles, was prinzipiell in Geld konvertierbar ist. (2.) Soziales Kapital/Ressourcen: Sie umfassen Umfang und Qualität des Netzes an sozialen Beziehungen und sozialen Zugehörigkeiten. (3.) Kulturelles Kapital: Dieses besteht in erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten (größtenteils in Bildungsprozessen erworben), in vergegenständlichter Form (Bücher, Musik, Bilder etc.) und in institutionalisierter Form in anerkannten Bildungsabschlüssen, Titeln etc.

Bis zu einem gewissen Grade sind diese Kapitalsorten ineinander konvertierbar. Dem familialen Lebenskontext kommt hier ein zentraler Stellenwert im Sinne des intergenerationellen Ressourcentransfers zu. Zugleich bedeutet dies, dass in dem Maße, in dem tradierte soziale Milieus sich auflösen, sie in ihrer Funktion der Bereitstellung dieser Ressourcen an Bedeutung verlieren. Die »Ressourcenakquisition« wird zunehmend individualisiert und in den Verantwortungshorizont des Individuums gestellt. Dies ist ein Vorgang, der maßgeblich an der Zunahme gesellschaftlicher Ungleichheit beteiligt ist und in welchem ein potentieller gesellschaftlicher Sprengsatz enthalten ist. So zeigen Analysen im Rahmen der empirischen Netzwerkforschung, dass gerade sozioökonomisch unterprivilegierte Gruppen in allen Bereichen Defizite aufweisen, insbesondere und gerade auch bei der aus eigener Initiative zu leistenden Beziehungsarbeit.¹²

(Straub 2000, 167), die gegen »moderne« Ansätze ein strukturell anderes Subjektmodell postuliert, erweist sich auch deshalb als berechtigt, da dort, wo empirische Befunde und Typologien aus dieser Perspektive vorliegen, diese relativ problemlos mit älteren Ansätzen, wie angedeutet, vermittelt werden können. Was sich u. U. geändert hat, sind explizite oder implizite Wertungen hinsichtlich bestimmter Identitätsformationen.

12 Es wäre inzwischen Sozialromantik zu glauben, dass materielle Armut durch den Reichtum an zwischenmenschlichen Beziehungen aufgewogen würde. Die genannten Kapitalsorten sind auch füreinander Ressourcen. Dies führt dann zu dem bekannten »Matthäus-Effekt«: »Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat« (Matthäus 13,12, zit. nach Keupp 1997, 305).



b) Für ein Identitätsverständnis, welches dessen soziale Vermitteltheit ins Zentrum stellt, ist die Form der sozialen Bezüge relevant, in die ein Individuum eingebunden ist. Die sozial-interaktive Mitkonstituiertheit des Subjekts wird dabei in der sozialphilosophischen Tradition seit Hegel unter dem Thema der *Anerkennung* behandelt. Honneth hat dies in jüngster Zeit aufgegriffen und unter Einbezug der meadschen Sozialpsychologie entfaltet. Es hat sich in dieser Tradition eingebürgert, drei Formen von Anerkennungsverhältnissen zu unterscheiden (vgl. Honneth 1992, 211):

1. Auf der Ebene der Primärbeziehungen werde Anerkennung v. a. in Form emotionaler Zuwendung vermittelt. Sie leiste einen Beitrag zur Ausbildung von *Selbstvertrauen*, Missachtung schlage sich insbesondere in physischen und psychischen Formen der Gewalt und Misshandlung nieder.

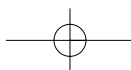
2. Eine zweite Form umfasst die wechselseitige Anerkennung der Subjekte als Träger von Rechten. Dies bilde die Grundlage individueller *Selbstachtung*. Verstöße resultierten in Entmachtungs- und Ausschließungsprozessen.

3. Die dritte Form beziehe sich auf die sozial vermittelte, solidarische *Wertschätzung* einer Person. Dies betreffe die Fähigkeiten und Eigenschaften einer Person. Es geht hier um Ehre, Würde und soziales Ansehen. Missachtungsformen seien Entwürdigung und Beleidigung.

Die Herausforderungen, die sich nun durch die eingangs entfaltete Zeitdiagnose stellen, liegen auf der Hand: Anerkennung wird in dem Maße zum Problem, in dem sich tradierte Formen von Wertschätzung qua gemeinschaftlicher Sozialität (trotz ihrer Ambivalenz von Achtung und Missachtung) auflösen. Die Aufgabe, vor der Individuen zunehmend stehen, ist deshalb, einen eigenaktiven Beitrag bei der Herstellung und Aufrechterhaltung von solchen sozialen Kontexten leisten zu müssen, in denen sie diese Anerkennungsform erfahren können. Vergleichbares gilt auch für den Bereich der Primärbeziehungen und der partnerschaftlichen Sozialität im Ringen um Anerkennung durch signifikante Andere (also in der Familie, der Partnerschaft etc.) und für die rechtsförmige Dimension in öffentlichen Kontexten. Auseinandersetzungen in der öffentlichen Arena im Sinne einer »Identitätspolitik« und des »Kampfes um Anerkennung« seitens marginalisierter Minderheiten enthalten neben der rechtsförmigen Anerkennungsthematik jedoch in der Regel auch Ansprüche an gesellschaftliche Wertschätzung.

4. ZUM VERHÄLTNIS VON IDENTITÄT UND GEMEINSCHAFT

Die bisherigen Überlegungen haben verdeutlicht, dass wir nicht zu wenig Vergesellschaftung und gesellschaftliche Vermitteltheit, sondern eher zu viel davon haben. Solange jedoch die gesellschaftliche Seite, das »Reservoir« an sinnstiftenden Lebensentwürfen und Rollenerwartungen, das Menschen für



ihre Identitätsarbeit vorfinden (sollten), nicht in den Blick genommen wird, steht die Identitätsthematik auf nur einem Bein.

Durch die sozialphilosophische Position des anglo-amerikanischen Kommunitarismus ist das Problem der Vergemeinschaftung, der Zugehörigkeit zu identitätsrelevanten Anerkennungsverhältnissen, in den 80er Jahren neu aufgeworfen worden. Ein zentrales kommunitaristisches Anliegen besteht – ähnlich wie im postmodernen Diskurs – in der Kritik des »ungebundenen«, monologisch konzipierten Subjektmodells eines ontologisch fundierten politischen Liberalismus, ein zweites betrifft die Frage nach der angemessenen Form politischer Integration, die vom Kommunitarismus zugunsten eines primär ethisch und nicht nur rechtlich integrierten Gemeinwesens beantwortet wird.

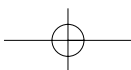
Als eine Schwierigkeit der kommunitären Kritik hat sich die nicht immer genügend beachtete Unterscheidung zwischen einer moralischen und einer soziologischen Konstitutionsthematik von Subjektivität gezeigt. So wurde der atomistische Personbegriff, der der Fassung eines neuzeitlich-liberalistischen Rechtssubjekts zugrunde liegt, mit empirischen, entwicklungs- und sozialpsychologisch konzipierten Subjektivitätsformen und Subjektbildungsprozessen vermischt.¹³

Liberalen und Kommunitaristen präferieren unterschiedliche Formen von gesellschaftlicher Situierung und Vergemeinschaftung. Davon hängt dann auch ab, wie das Verhältnis zwischen dem Bürger als (öffentlich-politischem) *citoyen* und als (privatem) *homme* gefasst wird und welche sozialen Haltungen und Aktivitäten als konstitutiv für das soziale und politische Gemeinwesen gelten.

Innerhalb des kommunitaristischen Diskurses gibt es verschiedene Strömungen. Etzioni und McIntyre etwa treten für eine Stärkung traditioneller Wert- und Gemeinschaftsbindungen im Sinne »starker Werte«, stabil-homogener Identitätskonzeptionen und starker Gemeinschaften ein. Eine gemäßigte Position, zu der Walzer zählt, akzeptiert die Differenzierung und Pluralisierung der Lebensverhältnisse und Zugehörigkeiten im Sinne einer *pluralist citizenship*:

»Wenn ich mich sicher fühlen kann, werde ich eine komplexere Identität erwerben [...]. Ich werde mich selbst mit mehr als einer Gruppe identifizieren; ich werde Amerikaner, Jude, Ostküstenbewohner, Intellektueller und Professor sein. Man stelle sich eine ähnliche Vervielfältigung der Identitäten überall auf der Welt vor, und die Erde beginnt, wie ein weniger gefährlicher Ort auszusehen. Wenn sich die Identitäten vervielfältigen, teilen sich die Leidenschaften« (Walzer, zit. n. Keupp 1997, 291).

13 Walzer hebt eine grundlegende Inkonsistenz kommunitaristischer Kritik am Liberalismus hervor. Ein Kritikstrang gelte der liberalen Praxis und besage, dass die »liberale Theorie [...] das exakte Spiegelbild liberaler gesellschaftlicher Praxis« sei (Walzer 1993, 159). Der zweite Strang kritisiere die liberale Theorie und behaupte, dass »die Tiefenstruktur auch der liberalen Gesellschaft in Wirklichkeit kommunitaristisch sei« (163), die liberale Theorie somit eine ideologisch verzerrte Sicht der Wirklichkeit darstelle. Beide Diagnosen können aber nicht gleichzeitig zutreffen.



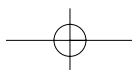
Dewey, einer der Mitbegründer des Pragmatismus, hatte eine vergleichbare Konzeption von Gemeinschaft (*great community*) im Sinn, die er im Rahmen seiner demokratie- und öffentlichkeitstheoretischen Vorstellungen entwickelte (vgl. dazu Bauer 2000). So finden sich bei ihm zwar auch Elemente kommunitaristischen Denkens, etwa die Vorstellung der Bedeutsamkeit primärer (*face-to-face*) Bezugsgruppen wie Familie, Nachbarschaften, lokale Vereinigungen etc. Er fügt diesem Gedanken aber eine wesentliche Spezifikation hinzu: Entscheidend sei die Art ihrer Verfasstheit. Dewey zeichnet diejenigen Gemeinschaftsformen aus, die demokratisch strukturiert sind und so Demokratie als eine Lebensform mitrealisieren. »Die Demokratie muss zu Hause beginnen« (Dewey 1996, 177). Dies bedeutet zum einen in der Binnenstruktur, dass die Beteiligten faire Chancen zur Entfaltung ihrer Potentiale auf der Grundlage reziproker Anerkennung erhalten. Und da jedes Individuum gleichzeitig mehreren Assoziationen und Gruppen angehört, kann es diese Fähigkeiten nur durch eine möglichst ungehinderte, freie Interaktion zwischen den verschiedenen Gruppierungen entfalten, d. h. Gemeinschaften sind nur dann demokratisch, wenn sie mit anderen Formen sozialer Gruppierungen kommunizierend und handelnd in Kontakt stehen. Den Unterschied zwischen einer demokratischen und nichtdemokratischen Gemeinschaft beschreibt Dewey anschaulich so:

»Das Mitglied einer Räuberbande kann seine Fähigkeiten auf eine mit der Zugehörigkeit zu dieser Gruppe vereinbare Weise äußern und von den gemeinsamen Interessen ihrer Mitglieder geleitet sein. Aber das kann es allein um den Preis der Unterdrückung derjenigen seiner Potenzen, die nur durch die Zugehörigkeit zu anderen Gruppen verwirklicht werden können. Die Räuberbande kann nicht frei mit anderen Gruppen interagieren; sie kann nur handeln, indem sie sich selbst isoliert. Sie muss die Verfolgung aller Interessen verhindern, außer jenen, welche sie in ihrer Abgetrenntheit definieren« (Dewey 1996, 128).

Es liegt auf der Hand, dass die »Räuberbande« umstandslos als Platzhalter für zahlreiche Formen undemokratischer Vergemeinschaftung verstanden werden kann. Weil Dewey Gemeinschaften nicht primär über Werte integriert, sondern konsequentialistisch über gemeinsames, kooperatives Handeln motiviert denkt, ist sein Gemeinschaftsbegriff nicht essentialistisch, sondern funktional und prozesshaft (vgl. auch Honneth 1998).

5. ZUR KRISE GESELLSCHAFTLICHER INSTITUTIONEN ALS SINNGENERATOREN

Die vielfach postulierte Krise der Sinn- und Orientierungsbildung bzw. die Rede vom Wertewandel durch Enttraditionalisierungs- und Pluralisierungstendenzen lässt auch institutionelle Sinngeneratoren nicht unberührt, die bisher maßgeblich an der Erzeugung sozialer und kultureller Ressourcen beteiligt



waren. Wenn in diesem Zusammenhang die postmoderne Diagnose vom »Ende der großen Metaerzählungen« zutreffen sollte, dann bedeutet dies auch, dass »die Rede von der Sinnkrise in aller Regel zuvörderst das Problematischwerden hinlänglich erfolgreicher institutioneller Sinnvermittlung« (Hitzler 1997, 50) meint. Die vielfach konstatierte und empirisch belegte Abwendung vor allem Jugendlicher von politischen Parteien, Gewerkschaften und den etablierten Großkirchen (vgl. Shell-Studie 2000) wäre dann auch zu verstehen als Ausdruck einer »fehlenden Anpassung [...] gesellschaftlicher Institutionen und Organisationen an die sich verändernden Interessen der handelnden Individuen« (Hitzler 1997, 50).

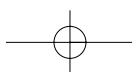
Die konservativ-getönte Klage über den Werteverfall in unserer Gesellschaft greift daher zu kurz. Zahlreiche empirische Untersuchungen belegen, dass z. B. nicht pauschal das Interesse an politischem Engagement oder Religiosität abgenommen hat, sondern dass diesen Bedürfnissen vermehrt außerhalb der etablierten Institutionen nachgegangen wird. Dies dürfte vor allem für die beiden Identitätsformen des selbstbezogenen Individualisten und des reflexiven Typs zutreffen, da diese – aus unterschiedlichen Gründen – kaum institutionell »domestizierbar« sind.

Daher geraten die erwähnten Institutionen zunehmend in eine objektiv vorfindliche »institutionelle Aporie«. So zeigen religionssoziologische Befunde, dass »Religion und Kirchlichkeit offensichtlich immer weniger deckungsgleich sind« (Arens 2000, 36 f.). Wenn sich die Bedürfnisse und Erwartungen der Mitglieder pluralisieren, dann stehen vor allem etablierte Glaubensgemeinschaften vor einer herkulischen Aufgabe. Sie müssen ihren Weg zwischen den Polen einer

»radikalen Individualisierung mit dem Fluchtpunkt einer weitgehend entinstitutionalisierten postmodernen Religiosität einerseits und einer Fundamentalisierung mit der Ausrichtung auf rigidere Institutionalisierung in Richtung eines religiösen Fundamentalismus andererseits [...] suchen« (Arens 2000, 38).

Welche Optionen gibt es für institutionelle Sinngeneratoren? Im Anschluss an Arens (2000) lassen sich drei angeben, von denen zwei früher oder später in eine Sackgasse führen. Die erste wäre, sich auf dem vielschichtigen Markt der Anbieter möglichst flexibel den jeweils aktuellen Trends und Nachfragen anzupassen, sich gewissermaßen eine »(post)modernitätskonforme Religiosität« (Arens 2000, 50) maßzuschneidern. Diese Option erscheint wenig erfolgreich, da die »neuen« Anbieter des Sinnmarktes dies besser, weil wendiger, einlösen.

Die zweite Option wäre, sich von den Ausdifferenzierungs- und Pluralisierungstendenzen abzukoppeln. Dies wäre zugleich eine Absage an die vorfindlichen Entwicklungen der Moderne, Kirche würde so zum Zufluchtsort und zur Rückzugsnische der Stabilität in einer ansonsten dynamisch sich entwickelnden Wirklichkeit. Auch diese Option ist prekär, weil sich die darin verkörperte Religiosität ins gesellschaftliche Abseits begeben würde.



Eine dritte Option sieht Arens in einer »kritisch-kreativen und korrekativen Beteiligung an Modernisierungs- und Pluralisierungsprozessen« (Arens 2000, 50). Sie scheint die schwierigste, aber interessanteste Variante zu sein. Aufgabe wäre hier auch, den Stier der Modernisierung bei den Hörnern zu packen und sich dabei etwa zum Anwalt derer zu machen, die zu den Verlierern und Ausgeschlossenen dieses Prozesses gehören.

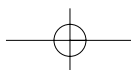
In vergleichbarer Weise konstatiert Klages eine Krise gesellschaftlicher Institutionen (vgl. Klages 1999). Sie hätten vielfach den Wertewandel entweder nicht wahrgenommen oder Abwehrpositionen errichtet. Dies führe verstärkt zu einer fehlenden Passung von institutionellem Angebot und subjektiven Bedürfnislagen. Durch die Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung bedingt, hätten sich in weiten Teilen der Bevölkerung Grundeinstellungen ihrer Lebensgestaltung geändert. Anstelle von Pflichtwerten seien Ansprüche der Selbstentfaltung getreten: mehr Autonomie und Entscheidungsbeteiligung, mehr Mitbestimmung bei der Übernahme von Verantwortung und Ablehnung bloß formaler Autoritätsansprüche (vgl. Klages 1999, 65). Wenn man diesen Trend unterstützen will, bedeutet dies z. B. im Bereich des politischen, bürgerschaftlichen Engagements verstärkt »Verantwortungsrollen« (Klages 1999, 70), also Möglichkeiten selbstbestimmter zivilgesellschaftlicher Mitwirkung bereitzustellen. Generell ist in demokratiethoretischer Hinsicht der Ausbau partizipativer Formen demokratischer Mitwirkung angesagt.¹⁴

FAZIT

Die Pluralisierung von Lebensformen und damit auch Identitätsentwürfen scheint ein Faktum, welches schwerlich geleugnet werden kann. Ein konstruktiver Umgang damit erfordert einerseits vielfältige subjektive Ressourcen, um den Risiken einer fragmentierten und frei flottierenden Patchwork-Identität oder einer regressiv gewendeten fundamentalistischen Identitätsformation nicht anheim zu fallen. Entscheidend hierfür sind soziale Anerkennungsverhältnisse, die nicht nur die Autonomie der Individuen stärken, sondern selbst für andere Assoziationen offen, dialog- und lernfähig sind. In posttraditionalen Gesellschaften wächst der Stellenwert von Ressourcen und Anerkennungskontexten, zugleich muss Anerkennung als prekäres Gut immer wieder und auch durch Eigenaktivitäten selbst erzeugt werden.

In diesem Sinne sind Identitätsbildung und Vergemeinschaftung weder antimoderne, fundamentalistische Kampfmotaphern für kollektive oder individuelle Selbstbehauptungsprozesse, noch ein zwangsläufiger Antagonismus,

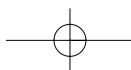
14 Zur Rolle der neuen Medien (Internet) für partizipatives demokratisches Engagement vgl. in diesem Zusammenhang Bauer 2000.



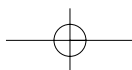
wie es in vielen zeitgeistgetönten Darstellungen erscheint, sondern ein wechselseitig sich bedingender Konstitutionszusammenhang. Sowohl auf individueller Ebene wie auf Seiten von Institutionen und gemeinschaftlichen Assoziationen setzt dies aber voraus, offen für Veränderungen, also lern- und experimentierfreudig zu sein, somit das Gegebene als jeweils kontingent zu betrachten und immer wieder auf den Prüfstand zu stellen. Dewey hat bekanntlich vorgeschlagen, diese Lebensform als demokratische auszuzeichnen.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*. Frankfurt a. M. 1975
- Arens, Edmund: *Glaube zwischen Pluralisierung und Fundamentalisierung*. In: Walter Bauer u. a. (Hg.): *Glaubens- und Rationalitätsvariationen*. Jahrbuch für Bildungs- und Erziehungsphilosophie Bd. 3. Baltmannsweiler 2000, 35–54
- Barkhaus, Annette; Mayer, Matthias; Roughley, Neil; Thürnau, Donatus (Hg.): *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*. Frankfurt a. M. 1996
- Bauer, Walter: *Demokratie online. Politische Öffentlichkeiten im Zeitalter des Internet*. In: Winfried Marotzki, Dorothee Meister, Uwe Sander (Hg.): *Zum Bildungswert des Internet*. Opladen 2000, 287–315
- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M. 1986.
- Beck, Ulrich: *Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne*. In: Beck u. a. 1996, 19–112
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott: *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt a. M. 1996
- Bourdieu, Pierre: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Reiner Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Sonderband 2 der Sozialen Welt. Göttingen 1983
- Dewey, John: *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*. Bodenheim 1996 (zuerst 1927)
- Döbert, Rainer; Nunner-Winkler, Gertrud: *Adoleszenzkrise und Identitätsbildung*. Frankfurt a. M. 1975
- Erikson, Erik H.: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M. 1973
- Giddens, Anthony: *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge 1991
- Giddens, Anthony: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a. M. 1995
- Giddens, Anthony: *Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft*. In: Beck u. a. 1996, 113–194
- Gimmler, Antje: *Personale Identität zwischen Pluralität und Einheit*. In: *Experimenta* 1/1997, 5–22



- Habermas, Jürgen: *Moralentwicklung und Ich-Identität*. In: Ders.: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt a. M. 1976, 63–91
- Habermas, Jürgen: *Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln*. In: Ders.: *Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln*. Frankfurt a. M. 1983, 127–206
- Hitzler, Ronald: »Der Vorhang im Tempel zerreißt ...«. *Orientierungsprobleme im Übergang zu einer ›anderen‹ Moderne*. In: Ulrich Beck, Peter Sopp (Hg.): *Individualisierung und Integration: Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?* Opladen 1997, 49–64
- Holstein, James A.; Gubrium, Jaber F.: *The Self we Live By. Narrative Identity in a Postmodern World*. New York/Oxford 2000
- Honneth, Axel: *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M. 1992
- Honneth, Axel: *Democracy as Reflexive Cooperation. John Dewey and the Theory of Democracy Today*. In: *Political Theory* 6/1998, 763–783
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt a. M. 1969
- Horx, Matthias: *Die wilden Achtziger. Eine Zeitreise durch die Bundesrepublik*. München. 1987
- Joas, Hans: *Kreativität und Autonomie. Die soziologische Identitätskonzeption und ihre postmoderne Herausforderung*. In: Barkhaus, Mayer u.a. 1996, 357–369
- Keupp, Heiner: *Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie. Postmoderne Perspektiven*. In: Keupp 1994, 226–274
- Keupp, Heiner (Hg.): *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie*. Frankfurt a. M. 1994
- Keupp, Heiner: *Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft*. In: Barkhaus, Mayer u. a. 1996, 380–403
- Keupp, Heiner: *Die Suche nach Gemeinschaft zwischen Stammesdenken und komunitärer Individualität*. In: Wilhelm Heitmeyer (Hg.): *Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft*. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1997, 279–312
- Keupp, Heiner u.a.: *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek 1999
- Keupp, Heiner; Bilden, Helga (Hg.): *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*. Göttingen 1989
- Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a. M. 1997
- Klages, Helmut: *Zerfällt das Volk? Wertewandel und moderne Demokratie*. In: Elisabeth Anselm, Aurelius Freytag u.a.: *Die neue Ordnung des Politischen. Die Herausforderungen der Demokratie am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M./New York 1999, 65–74
- Kraus, Wolfgang; Mitzscherlich, Beate: *Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E.*



- Marcia und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung.* In: Keupp, Höfer 1997, 149–173
- Krappmann, Lothar: *Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht.* In: Keupp, Höfer 1997, 66–92
- Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft.* Frankfurt a. M. 1980
- Nunner-Winkler, Gertrud: *Jugend und Identität als pädagogisches Problem.* In: Zeitschrift für Pädagogik 5/1990, 671–686
- Riesman, David: *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters.* Reinbek 1958 (zuerst 1950)
- Straub, Jürgen: *Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen.* In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 23/1991, 49–71
- Straub, Jürgen: *Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die »postmoderne« armchair psychology.* In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1/2000, 167–194
- Walzer, Michael: *Die kommunitaristische Kritik am Liberalismus.* In: Axel Honneth (Hg.): *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften.* Frankfurt a. M. 1993, 157–180

